

Das handelnde Selbst: Symbolische Selbstergänzung als zielgerichtete Selbstentwicklung

Peter M. Gollwitzer, Ute C. Bayer und Robert A. Wicklund

1 Einführung

Die Psychologie des Selbst beschäftigt sich im Wesentlichen mit vier Fragestellungen: (1) Zum einen geht es um die Aufmerksamkeit, die dem Selbst entgegengebracht wird, und das Wissen um das Selbst. Die Theorie der objektiven Selbstaufmerksamkeit (Wicklund & Duval, 1971; Duval & Wicklund, 1972; Wicklund & Frey, 1993) beschreibt, welche emotionalen, kognitiven und handlungsbezogenen Konsequenzen es hat, wenn die Aufmerksamkeit der Person nicht auf die Umwelt, sondern auf das eigene Selbst gerichtet ist. Das Wissen um das Selbst wurde dagegen anhand des Begriffs Selbstschemata (Markus, 1977) analysiert. Personen sehen sich je nach dem, welches der verschiedenen Selbstschemata aktiviert ist, in einem anderen Licht. Heutzutage stehen die Motive, die die Selbsterkenntnis bedingen, im Vordergrund der Forschung zum Wissen um das Selbst. Es werden drei Motive unterschieden: Bedürfnis nach akkuratem Wissen (*self accuracy motive*; Festinger, 1954), Bedürfnis, das zu bestätigen, was man schon weiß (*self verification motive*; Swann, 1987) und das Bedürfnis, das Selbst in einem positiven Licht zu sehen (*self enhancement motive*; Greenwald, 1980; Taylor & Brown, 1988). Generell bestimmt das letztgenannte Bedürfnis die Aufnahme und das Behalten selbstrelevanter Information am stärksten, wobei das Bedürfnis nach konsistenter Selbstwahrnehmung den zweiten Platz einnimmt (Sedikides, 1993).

(2) Ein zweiter wichtiger Forschungsbereich umfasst die Frage nach der Bewertung des Selbst. Es geht um die Bedingungen und Konsequenzen eines hohen Selbstwertgefühls (*self-esteem*; Stahlberg et al., in diesem Band). Warum Menschen nach einem hohen Selbstwertgefühl streben, wird mit Verweis auf die Angst vor sozialem Ausschluss (Leary, Tambor, Terdal & Downs, 1995) sowie bezüglich der Endlichkeit des menschlichen Daseins (Pyszczynski, Greenberg & Solomon, 1997) begründet. Personen mit hohem Selbstwertgefühl zeigen sich angesichts von Misserfolgen vergleichsweise persistenter, haben weniger Gemütsschwankungen und sind weniger vulnerabel gegenüber sozialer Einflussnahme. Das Wissen um das Selbst ist klarer, konsistenter, umfas-

sender und stabiler (Campbell, 1990); das Streben nach Selbstwerterhöhung (Baumeister, Tice & Hutton, 1989) ist ausgeprägter.

(3) Der dritte Forschungsbereich konzeptualisiert das Selbst als eine interpersonelle soziale Entität. Es wird untersucht, wie sich Personen anderen gegenüber darstellen (z. B. Mummendey, in diesem Band), wobei verschiedene Selbstdarstellungsstrategien unterschieden werden, die darauf ausgerichtet sind, andere zu beeindrucken, um bestimmte Ziele zu erreichen (Jones & Pittman, 1982). Neuerdings wird analysiert, ob bestimmte Zielgruppen (z. B. langjährige Freunde und Bekannte) einen Bescheidenheitseffekt auf die Selbstdarstellung hervorrufen (Tice, Butler, Muravan & Stillwell, 1995) und inwieweit erfolgte Selbstdarstellungen in das Wissen um das Selbst integriert werden. Nach wie vor wird die Frage untersucht, ob und wie die vermutete Fremdwahrnehmung des Selbst das eigene Wissen um das Selbst bestimmt, d. h. ob und wie die vermuteten Einschätzungen unserer Person durch andere in die Selbstkonzepte bezüglich der eigenen Person integriert werden (Shrauger & Shoemaker, 1979), und wie sich kulturspezifische Formen des Zusammenlebens auf das Selbst auswirken, z. B. ein individualistisches versus ein kollektivistisches Selbstkonzept begünstigen (Markus & Kitayama, 1991), oder ein Bedürfnis nach hoher Selbstwertschätzung versus Bereitschaft zur Selbstkritik (Heine, Lehman, Markus & Kitayama, 1999). Schließlich geht es um den Einfluss der Selbstwahrnehmung auf die Wahrnehmung anderer Personen (Newman, Duff & Baumeister, 1997) und darum, wie Personen ihre Beziehungen zu anderen verändern (z. B. sich stärker mit erfolgreichen Personen anfreunden), um ihr Selbstwertgefühl hoch zu halten (Tesser, 1988; Cialdini & Richardson, 1980).

(4) Im vierten Forschungsbereich wird das Selbst als eine aktive Entität verstanden, die Kontrolle über die Umwelt ausübt, Handlungen initiiert, sich Ziele setzt und versucht, diese zu erreichen. Dieses handelnde Selbst erfüllt somit exekutive Funktionen (z. B. Emotionskontrolle) und findet insbesondere in der Psychologie des Zielstrebens Beachtung. So gehen verschiedene Zieltheorien davon aus (Oettingen & Gollwitzer, dieser Band), dass Personen sich verbindliche Ziele setzen können, die in Abhängigkeit des Zielinhalts und der jeweils angewandten selbstregulatorischen Strategien mehr oder weniger wahrscheinlich realisiert werden. Neuerdings beobachtet man ein verstärktes Interesse an Fragen der Selbstregulation. Dabei spielt die traditionelle Frage nach den Bedingungen hoher Willenskraft eine bedeutsame Rolle, als beobachtet werden konnte, dass Selbstregulationsbemühungen das Selbst erschöpfen und somit weitere selbstregulatorische Leistungen weniger wahrscheinlich machen (*ego-depletion*; Muravan, Tice & Baumeister, 1998).

Eine frühe Theorie, die das Selbst als agierende Entität begreift, ist die Theorie der symbolischen Selbstergänzung (Wicklund & Gollwitzer, 1982; Gollwitzer & Wicklund, 1985). In dieser Theorie wird das Selbst nicht als etwas verstanden, das die Person zu erfassen oder zu bewerten versucht, sondern nach dessen Ausgestaltung die Person strebt. Diese Selbstergänzungstheorie beschreibt die Bedingungen und Prozesse der willentlichen Ausgestaltung des Selbst sowie die verschiedenen Formen, die diese annehmen kann.

2 Symbolische Selbstergänzung

Die Theorie der symbolischen Selbstergänzung befasst sich mit der Dynamik des Strebens nach selbstbezogenen Zielen, und es stellt sich somit die Frage, wie sich selbstbezogene Ziele von Zielen unterscheiden, die sich nicht auf das Selbst einer Person beziehen. Wenn es um das Streben nach nicht-selbstbezogenen Zielen geht, beschreiben wir Fortschritte bezüglich der Annäherung an ein Ziel in Worten, die sich auf die konkrete Aufgabenbeschäftigung beziehen (z. B. «dem Turm fehlen noch zwei Bausteine» oder «die Übersetzung der ersten zwei Sätze eines längeren Textes ist abgeschlossen»). Wie aber charakterisiert man Fortschritte hinsichtlich selbstbezogener Ziele? Fortschritte bezüglich selbstbezogener Ziele, wie z. B. «kreativ zu sein», «Musiker zu sein», «religiös zu sein», «sportlich und geschickt zu sein», beziehen sich nicht auf das Erreichen eines einzelnen, objektiven Kriteriums, sondern auf den Erwerb sozial festgelegter Zielindikatoren. Das wesentliche Merkmal selbstbezogener Ziele besteht nun darin, dass sie immer gleich eine Reihe von sozial festgelegten Zielindikatoren implizieren. Angenommen, eine Person strebt danach, ihre musische Begabung zu entwickeln und ihren Wunsch zu verwirklichen, Musiker zu werden. Dieser Person steht eine ganze Palette von Möglichkeiten zur Verfügung, die wir zweifellos als «Fortschritt» bezüglich dieses selbstbezogenen Ziels interpretieren müssen. So kann sich der angehende Musiker beispielsweise eine Geige exzellenter Qualität kaufen, Unterricht bei einem hervorragenden Musiker nehmen, an musikalischen Wettbewerben teilnehmen, einem Verein zur Förderung klassischer Musik beitreten und vieles andere mehr.

3 Symbole einer Selbstdefinition

All diese Aktivitäten sind Indikatoren des selbstbezogenen Ziels «Musiker sein» und die Theorie der Selbstergänzung nennt diese Indikatoren die Symbole einer Selbstdefinition (=Identitätsziel). Symbole sind die «Bausteine» einer Selbstdefinition. Durch ihren Gebrauch und Besitz wird die Selbstdefinition ausgestaltet und aufrechterhalten. Sprachliche Äußerungen, Gesten und Verhaltensweisen des Individuums, aber auch der Besitz dinghafter Zielindikatoren können als Symbole einer Selbstdefinition fungieren. Wichtig ist nur, dass das Individuum durch den Gebrauch dieser Symbole anderen nahe legt, dass es im Besitz der angestrebten Selbstdefinition (z. B. Musiker sein) ist. So betrachtet die Selbstergänzungstheorie auch Selbstbeschreibungen, die die erwünschte Selbstdefinition unterstützen (z. B. «Ich bin ein exzellenter Musiker»), als Symbole einer Selbstdefinition. Dies aus dem einfachen Grunde, weil die sich beschreibende Person geneigt ist anzunehmen, dass andere (d. h. die Rezipienten dieser Behauptung) aufgrund der Selbstbeschreibung auf den Besitz der angestrebten Selbstdefinition schließen.

Wie weiß man, welcher Symbole man sich bedienen muss, um Vollkommenheit bezüglich einer bestimmten Selbstdefinition anzuzeigen? Durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaft und ihren Subgruppen lernt man, welche Formen die Aus-

gestaltung der Selbstdefinition in dieser Gesellschaft (z. B. Vater, Geschäftsmann, Künstler, Schüler; aber auch aggressiv sein, intelligent sein) annehmen darf. Die Bausteine einer Selbstdefinition sind demnach Symbole, die gesellschaftlich definiert sind (Dittmer, 1992; Habermas, 1996). Ohne Zugang zu diesen Symbolen ist die Ausgestaltung einer Selbstdefinition nicht möglich, weil der Erwerb von Symbolen das gesellschaftlich definierte Mittel des Strebens nach einer Selbstdefinition ist.

4 Soziale Realität

Die Selbstergänzungstheorie diskutiert die Bedeutung anderer Personen für die Ausgestaltung einer Selbstdefinition noch unter einem weiteren Aspekt: Wenn die Symbole (d. h. die Bausteine oder Indikatoren) einer Selbstdefinition ein gesellschaftliches Produkt sind, welche Rolle spielen dann die anderen Personen in dem Moment, in dem die Person diese Symbole benutzt, um das zugehörige selbstbezogene Ziel zu erreichen? Die Selbstergänzungstheorie postuliert, dass das Streben nach selbstbezogenen Zielen einer sozialen Realität bedarf und somit erworbene Symbole von anderen zur Kenntnis genommen werden müssen. Symbole einer Selbstdefinition sind somit Mittel der Kommunikation mit der Funktion, anderen zu signalisieren, dass man bezüglich des selbstbezogenen Zieles erfolgreich voranschreitet. Die Art des Symbols spielt dabei keine Rolle. Solange eine Person annehmen darf, dass das Symbol von anderen zur Kenntnis genommen wird, ist die für die Ausgestaltung der Selbstdefinition so wichtige soziale Realisierung des erworbenen Symbols vollzogen. Ob die Zielperson die sozialen Realisierungsanstrengungen des Individuums nun tatsächlich akzeptiert oder nicht, ist dabei von sekundärer Bedeutung. Wichtig ist vielmehr, dass das Individuum vom Erfolg seiner sozialen Realisierungsanstrengungen überzeugt ist.

5 Substitutionsprinzip

Ein selbstbezogenes Ziel kann nicht nur durch ein einziges Symbol erreicht werden, das dann praktisch als «einzig richtiges» Symbol das Erreichen dieses Zieles indizieren würde; vielmehr ist eine Vielzahl von Symbolen mit einem selbstbezogenen Ziel kompatibel, und damit liegt immer eine Reihe von Möglichkeiten vor, ein selbstbezogenes Ziel anzustreben. Dies impliziert, dass eine Person, die keinen Zugang zu einem relevanten Symbol X hat, auf Symbol Y ausweichen kann. Eine Person, die ein selbstbezogenes Ziel verfolgt, dürfte demnach danach trachten, den Verlust von oder den fehlenden Zugang zu Symbol X durch ein Symbol Y auszugleichen.

6 Die zentralen Hypothesen der Selbstergänzungstheorie

Hypothese 1: Personen, die sich ein selbstbezogenes Ziel gesetzt haben, versuchen, den Mangel an relevanten Symbolen durch das Zurschaustellen alternativer Symbole auszugleichen. Derartige Anstrengungen einer Person heißen «selbtsymbolisierende Handlungen».

Hypothese 2: Die Effektivität selbtsymbolisierender Handlungen im Sinne der Ausgestaltung einer Selbstdefinition ist an die soziale Kenntnisnahme erworbener Symbole gebunden.

Hypothese 3: Die Person, die eine selbtsymbolisierende Handlung ausübt, vernachlässigt die psychische Befindlichkeit (Gedanken, Motive, Einstellungen, usw.) der sie umgebenden Personen und ist allein darauf fixiert, dass andere die selbtsymbolisierende Handlung zur Kenntnis nehmen.

Zu jedem dieser drei Postulate existiert eine Reihe empirischer Arbeiten. Im Folgenden werden einige dieser Arbeiten dargestellt und es wird dabei versucht, zu veranschaulichen, wie diese Postulate einer empirischen Prüfung zugeführt werden können.

6.1 Kompensationshypothese (Hypothese 1)

Die Ersatz- oder Kompensationshypothese konnte in einer Reihe von empirischen Untersuchungen bestätigt werden. All diese Studien sind wie folgt aufgebaut: Versuchsteilnehmer sind Personen, die eine bestimmte Identitätsabsicht realisieren wollen (also z. B. Musikstudenten, Wirtschaftsstudenten, Medizinstudenten, aber auch junge Mütter oder religiöse Menschen). Die eine Hälfte wird auf das Fehlen eines relevanten Symbols aufmerksam gemacht, die andere erfährt keinen derartigen Hinweis. Dann wird in einem anderen, davon vermeintlich unabhängigen Versuchskontext Gelegenheit gegeben, ein alternatives Symbol zu erwerben oder auf dessen Besitz hinzuweisen. Schließlich wird beobachtet, ob die Versuchsteilnehmer mit Mangel erleben sich vergleichsweise mehr um den Besitz dieses Symbols bemühen.

Als typisches Beispiel eines solchen Experiments mag ein Versuch mit Jungmanagern an der Business School der University of Texas gelten, die zu einem Fortbildungskurs an die Universität zurückgekehrt waren (Gollwitzer, 1983). Die Studie wurde von zwei Versuchsleitern durchgeführt. Der erste Versuchsleiter, der sich als Persönlichkeitspsychologe ausgab, bat die Versuchsteilnehmer, einen Persönlichkeitsfragebogen (in der Form eines semantischen Differentials, mit einer Reihe von gegensätzlichen Eigenschaftspaaren) auszufüllen, damit er feststellen könne, inwieweit Jungmanager vom Idealprofil des erfolgreichen Managers abweichen. Der zweite Versuchsleiter, der als Organisationspsychologe auftrat, erklärte den Versuchsteilnehmern, dass sie in seiner Studie im Rollenspiel den tatsächlichen Ablauf einer bestimmten Investitionsentschei-

derung in einem Entscheidungsgremium der Wirtschaft nachzuspielen hätten. Das Protokoll dieser Entscheidungsfindung würde vorliegen, und sie hätten dieses nachzuspielen, um Einsichten in die potentiellen Gedanken und Gefühle der verschiedenen Mitglieder des Gremiums während der Entscheidungsfindung gewinnen zu können. Das Rollenspiel offerierte eine Reihe verschiedener Positionen (vom Vorsitzenden des Gremiums bis hin zum Protokollanten) und die Versuchsteilnehmer dürften sich die Position aussuchen, die sie am liebsten spielen würden. Bevor zur Wahl der Rollenspielposition aufgefordert wurde, unterbrach der erste Versuchsleiter für kurze Zeit die Ausführungen des zweiten und gab den Versuchsteilnehmern Rückmeldung über ihr Persönlichkeitsprofil. Dabei erfuhr die eine Hälfte, dass ihr Profil dem eines erfolgreichen Managers sehr unähnlich sei, während der zweiten Hälfte eine große Ähnlichkeit attestiert wurde.

Diese Rückmeldung hatte einen deutlichen Effekt auf die Wahl der Position. Wie man nach der Kompensationshypothese der Selbstergänzungstheorie erwarten würde, wurde nach negativer Persönlichkeitsrückmeldung häufiger die Position des Vorsitzenden gewählt als nach positiver Rückmeldung. Da sowohl der Besitz relevanter Persönlichkeitseigenschaften als auch das Einnehmen einer hohen relevanten Position die Identität «Manager» anzeigen, wurde hier das Fehlen eines Symbols (passende Persönlichkeitseigenschaften) durch ein anderes (Position mit hohem Status) ersetzt. Dieses Kompensations- oder Ausgleichsstreben konnte in einer Vielzahl von Studien repliziert werden, in denen andere Symbole zum Ausgleich angeboten wurden. So durften die Versuchsteilnehmer bspw. andere Personen im für die Identitätsabsicht relevanten Fachgebiet unterrichten (Wicklund & Gollwitzer, 1981). Die unvollkommenen Versuchsteilnehmer wollten vergleichsweise mehr Personen unterrichten als die vollkommenen. Neben diesem «andere Leute unterrichten» als Kompensation (s.a. Koller & Wicklund, 1993) konnte gezeigt werden, dass auch positive Selbstbeschreibungen (Gollwitzer, Wicklund & Hilton, 1982), das Sich-Gemeinmachen mit erfolgreichen Personen (Gollwitzer, 1986, Studie 1; Wicklund & Braun, 1987), das Distanzieren von erfolglosen Personen (Wagner, Wicklund & Shaigan, 1990), das Lösen von Problemaufgaben (Gollwitzer, 1986, Studie 2 und 3), das Lesen relevanter Literatur (Schiffmann & Nelkenbrecher, 1994) und das Zurschaustellen oder Benützen von dinghaften Symbolen (z. B. das Tragen von religiösen Amuletten, Wicklund & Gollwitzer, 1982, Kap. 9, bzw. das Benützen eines Tennisschlägers einer Prestigefirma, Braun & Wicklund, 1989) als Kompensation fungieren können. All dies (z. B. die erfolgreichen Personen, mit denen man sich gemein macht) muss natürlich im Inhaltsbereich der Identitätsabsicht angesiedelt sein, hinsichtlich der man eine Unvollkommenheit erlebt hat. Für das Herstellen der Mangelsituation wurden neben der oben beschriebenen negativen Rückmeldung hinsichtlich der Ausstattung mit passenden Persönlichkeitsmerkmalen auch noch andere Verfahren verwendet. So z. B. der Hinweis auf fehlende oder schlechte Ausbildung (z. B. bei Wicklund und Gollwitzer, 1981, Studie 1 bzw. 4), die Unterbrechung positiver Selbstbeschreibungen (z. B. Gollwitzer, Wicklund & Hilton, 1982, Studie 1) und der Hinweis auf ein Leistungsdefizit (z. B. Wagner, Wicklund & Shaigan, 1990); alles natürlich wieder bezogen auf den Inhaltsbereich der jeweiligen Identitätsabsicht.

Die psychologische Bedeutung von materiellen Symbolen wurde bereits von Veblen (1899) ausgearbeitet in seinem Buch «The Theory of the Leisure Class», wonach Klassenzugehörigkeit durch Konsumverhalten signalisiert wird. Eine höhere soziale Position wird, nach Veblen, mittels «conspicuous consumption» (übertriebener Konsum) von Prestige-Objekten symbolisiert. Der Erwerb von Konsumprodukten kann natürlich auch anderen Zwecken dienen, wie z. B. der Erleichterung der eigenen Arbeit durch Instrumente höherer Qualität (Wicklund & Vandekerckhove, 1999). Dies bedeutet, dass Eigentum per se keinen eindeutigen Beweis für einen Kompensationsprozess bringt. Erst wenn ein Mangel in einem für die Person selbstdefinierenden Bereich deutlich ist, können wir reaktiv erworbene Prestigeobjekte als kompensierungsdienlich betrachten.

In den berichteten Selbstergänzungsstudien waren die Versuchsteilnehmer überzeugt, dass zwischen der sog. ersten Studie (in der das Mangel erleben hergestellt wurde) und der sog. zweiten Studie (in der Gelegenheit zum kompensatorischen Ausgleich präsentiert wurde) kein Zusammenhang besteht. Obendrein war der zweite Versuchsleiter «blind» hinsichtlich der vom ersten Versuchsleiter gesetzten Manipulation. Er wusste nicht, ob er einen Versuchsteilnehmer mit oder ohne Mangel erleben vor sich hatte. Nach Abschluss der Studie wurden die Versuchspersonen ausführlich über die zugrunde liegende Theorie aufgeklärt. Die Manipulation des Mangel erleben wurde im Detail besprochen. Dazu wurde auch das in der Vergleichsgruppe (kein Mangel erleben) verwendete Versuchsmaterial gezeigt.

Neuerdings berichtet Seifert (1999), dass die öffentliche Ankündigung von Intentionen, bestimmte Symbole erwerben zu wollen, ebenfalls als effektive Selbstsymbolisierung qualifiziert. Drei verschiedene Experimente sprechen dafür, dass derartige Intentionen, wenn sie von anderen zur Kenntnis genommen werden, die erlebte Unvollkommenheit deutlich reduzieren. Dies hat allerdings die negative Konsequenz, dass die in der Absicht spezifizierte Handlung nicht mit derselben Persistenz ausgeführt wird, da man die erlebte Unvollkommenheit bereits kompensiert hat. Man kann sich jedoch gegen diese negative Konsequenz schützen, wenn man die Ausführung der in der Intention spezifizierten Handlung durch Vorsätze im Einzelnen festlegt.

6.2 Die soziale Realisierungshypothese (Hypothese 2)

Nach der Selbstergänzungstheorie ist das Kompensations- oder Ausgleichsstreben vergleichsweise wirksamer, wenn es zu einer sozialen Tatsache geworden ist. Dies kann durch die aktive Kenntnisaufgabe an andere geschehen, aber auch durch die bereitwillige Kenntnisaufnahme durch andere. Diese Hypothese lässt sich mittels eines Experimentalparadigmas testen, das sich im Ablauf wie folgt darstellt: Zunächst schafft man bei Personen mit einer bestimmten Identitätsabsicht einen akuten Mangelzustand (wie dies bereits bei den zuletzt beschriebenen Experimenten ausgeführt wurde). Dann wird eine Gelegenheit zum Ausgleich angeboten und das einsetzende Ausgleichsstreben wird entweder zur Kenntnis genommen oder ignoriert. Schließlich beobachtet man die Persistenz des Ausgleichsstrebens. Bei Kenntnisaufnahme dürfte eine vergleichsweise geringere

Persistenz zu beobachten sein, weil sich hier vorzeitig ein Vollkommenheitsgefühl einstellt, was weitere Ausgleichsbemühungen weniger notwendig macht. Eine Studie nach diesem Muster wurde an der Ruhr-Universität Bochum mit Medizinstudenten durchgeführt (Gollwitzer, 1986, Studie 2). Zunächst wurde den Medizinstudenten bewusst gemacht, dass ihnen noch eine ganze Reihe von Indikatoren des Arztseins fehlte. Dann wurde ihnen ein Stapel von 45 Karten vorgelegt. Auf jeder Karte war in kurzen Worten ein medizinisches Problem von der Art skizziert, wie sie in einer Arztpraxis tagein tagaus zur Lösung anstehen. Die Versuchsteilnehmer wurden gebeten, Lösungen für diese Probleme zu entwerfen. Dabei durften sie sich solange mit den Aufgaben beschäftigen wie sie wollten. Auch die Anzahl der zu beantwortenden Aufgaben war freigestellt.

Nach Abschluss der dritten Aufgabe betrat eine Komplizin des Versuchsleiters den Versuchsraum und gab sich als Studentin aus, die sich im Raum geirrt hätte. Entweder entschuldigte sie sich dann und verließ den Raum sofort wieder (keine soziale Realisierung), oder sie begann eine belanglose Unterhaltung und blätterte schließlich durch die bereits bearbeiteten drei Aufgaben. Bevor die Komplizin des Versuchsleiters den Raum verließ, kommentierte sie die bearbeiteten Aufgaben entweder mit «Sie sind bestimmt ein Mediziner!» (korrekte soziale Realisierung) oder mit «Sie sind bestimmt ein Psychologe!» (verkennende soziale Realisierung).

Der Versuchsleiter war durch eine Einwegscheibe von diesem Geschehen getrennt. Er stoppte die Zeit, die die Versuchsteilnehmer nach dieser Unterbrechung durch die Komplizin des Versuchsleiters weiter an den Problemen arbeiteten. In der Bedingung «korrekte soziale Realisierung» wurden die wenigsten weiteren Probleme bearbeitet und auch die geringste Zeit dafür aufgebracht. Die beiden anderen Gruppen waren persistenter. Sie unterschieden sich auch nicht im Ausmaß ihrer Persistenz. Offensichtlich vermochte die verkennende soziale Realisierung der Aufgabenbearbeitung genauso wenig ein Vollkommenheitsgefühl als Mediziner zu schaffen wie die nicht stattgefundene soziale Realisierung. Dies gelang nur durch eine korrekte soziale Realisierung, die die Aufgabenbearbeitung als Indikator (Symbol) für die Identität «Mediziner» anerkannte.

Dieser Kenntnismahneffekt ließ sich auch in einer anderen Studie beobachten. Dort (Gollwitzer, 1986, Studie 1) ging es um die Identitätsabsicht «Mutter», und relevante positive Selbstbeschreibungen wurden entweder zur Kenntnis genommen oder ignoriert. Danach wurden die Versuchsteilnehmerinnen gebeten anzugeben, inwieweit ihre Persönlichkeit von der einer Ideal-Mutter abweiche. Waren die positiven Selbstbeschreibungen nicht zur Kenntnis genommen worden, beanspruchten die Versuchsteilnehmer, dem Ideal sehr ähnlich zu sein, während in der Kenntnismahne-Gruppe ganz deutliche Abweichungen zugegeben wurden.

Auch zwei Studien zur aktiven Kenntnisaufgabe bestätigten die soziale Realisierungshypothese der Selbstergänzungstheorie. In der ersten Studie (Gollwitzer, 1986, Studie 3) wurden Medizinstudenten gebeten, einen Stapel von 15 medizinischen Alltagsproblemen zu bearbeiten. Die vorzeitige Kenntnisaufgabe von Lösungen (also vor Abschluss der 15. Aufgabe) an den Versuchsleiter wurde ausdrücklich erlaubt. 50 Prozent der Versuchsteilnehmer, die zuvor auf das Fehlen eines relevanten Symbols hingewiesen worden waren (negatives Persönlichkeitsfeedback), gaben dem Versuchsleiter Lösun-

gen bekannt, bevor die 15. Aufgabe abgeschlossen war. In der positiven Rückmeldungsgruppe taten dies nur 8 Prozent. In der zweiten Studie (Gollwitzer, 1986, Studie 4) mussten Versuchsteilnehmer mit der Identitätsabsicht «Tänzerin sein» zuerst entweder die negativen oder die positiven Aspekte ihrer Tanzausbildung beschreiben. Bei der erstgenannten Gruppe wurde ein vergleichsweise stärkeres Mangelserleben erwartet. Als beide Gruppen dann gebeten wurden, sich einen Termin zum Vortanzen in der Öffentlichkeit auszusuchen, wollte die Gruppe mit dem stärkeren Mangelserleben gleich eine ganze Woche früher auftreten. Die Beobachtung dieser beiden Studien, dass man sich nach einem Mangelserleben darum bemüht, alternative Indikatoren der erstrebten Identität anderen zur Kenntnis zu geben, spricht ebenfalls dafür, dass sozial realisiertes Kompensationsbestreben zu intensiveren Vollkommenheitsgefühlen führt als nicht realisiertes.

6.3 Die soziale Insensibilitätshypothese (Hypothese 3)

Wie stellt sich nun die soziale Interaktion zwischen der kompensierenden und der dieses Ausgleichsbestreben zur Kenntnis nehmenden Person dar? Die Selbstergänzungstheorie charakterisiert diese Interaktion als pseudo-sozial. Der Kompensierende tritt in keine Austauschbeziehung zu seinem sozialen Gegenüber, sondern betrachtet dieses ausschließlich als Publikum, dessen einzige Aufgabe es ist, die Kompensationsbemühungen zur Kenntnis zu nehmen. Die Befindlichkeit des Publikums, einschließlich seiner Qualitäten und Interessen, sind in diesem Zusammenhang belanglos. Es ist nur von Bedeutung, ob das Publikum die Kompensationsbemühungen potentiell zur Kenntnis nehmen will.

Daraus folgt, dass der Kompensierende die persönlichen Wünsche und Interessen der Zuhörerschaft unberücksichtigt lässt. Diese Hypothese der sozialen Insensibilität wurde in Experimenten getestet, die wie folgt aufgebaut waren: Zunächst wird dem Versuchsteilnehmer nahe gelegt, dass ein soziales Gegenüber ganz bestimmte Wünsche hat. Diese Wünsche sind inhaltlich so ausgerichtet, dass sie potentiellen Kompensationsinteressen widersprechen. Schließlich wird beobachtet, ob sich trotzdem um Kompensation bemüht wird.

In einem Experiment, das diesen Überlegungen folgte (Gollwitzer, 1984), wurden Studenten mit verschiedenen Identitätsabsichten (nämlich Leistungssportler, Journalist, Mathematiker) von einem Versuchsleiter (der sich als Pädagogischer Psychologe ausgab) gebeten, einen Aufsatz über ihren schlechtesten Lehrer im jeweiligen Fachgebiet zu schreiben. Einer Kontrollgruppe wurde diese Prozedur erspart. Es wurde erwartet, dass das Erinnern an den schlechtesten Lehrer ein Mangelgefühl entstehen lässt, zumindest im Vergleich zur Kontrollgruppe. Alle Versuchsteilnehmer wurden dann einem vermeintlichen Sozialpsychologen vorgestellt, der sie bat, an einem Experiment über den ersten Eindruck beim Kennenlernen von Fremden teilzunehmen. Dieser «Fremde» hätte bereits auf einem Blatt Papier, das 5 Gesprächsthemen aufwies, seine Präferenzen markiert, und es wäre jetzt an der Zeit, bevor man ihn trifft, die eigene Präferenz zu markieren. Die 5 angebotenen Gesprächsthemen bezogen sich auf relativ all-

gemeine Inhalte (z. B. Wie ernährt man sich gesund? Wie gestaltet man ein interessantes Wochenende? oder Wie macht man das Beste aus seiner Studienzeit?). Der Fremde hatte ganz deutlich das Studienzeitthema präferiert und alle anderen als uninteressant eingestuft. Eines dieser anderen Themen war auf die Identitätsabsichten der Versuchsteilnehmer zugeschnitten, und las sich wie folgt: Wie wird man ein großer Leistungssportler (Journalist, Mathematiker)?

Die Präferenzmarkierungen der Versuchsteilnehmer sprachen für die soziale Insensibilitätshypothese. Während die Kontrollgruppe bereitwillig dem Vorschlag des Fremden folgte, insistierte die Gruppe, bei der zuvor ein Mangelgefühl induziert worden war, auf dem identitätsbezogenen Thema. Offensichtlich sah die letztgenannte Gruppe bei der Wahl dieses Themas eine Chance, durch das Demonstrieren von Fachkenntnis einen Ausgleich zum erlebten Mangel zu schaffen. Diese soziale Insensibilität ließ sich in anderen Studien (Gollwitzer & Wicklund, 1985) auch dann noch beobachten, wenn das soziale Gegenüber seine Wünsche gleich noch präziser zum Ausdruck gebracht hatte, und selbst wenn diese Person *realiter* präsent war.

7 Bedingungen und Prozesse selbstsymbolisierender Handlungen

Symbolische Unvollkommenheit führt nur dann zu kompensatorischen, selbstsymbolisierenden Handlungen, wenn sich die Person der Realisierung des respektiven Identitätsziels verpflichtet fühlt (*commitment*). Im Rahmen der Selbstergänzungstheorie wurden verschiedene Methoden erprobt, um feststellen zu können, ob die Absicht, das Identitätsziel zu erreichen, tatsächlich besteht. Manchmal wurden die Versuchsteilnehmer direkt nach der Stärke ihres Commitment gefragt. Man kann aber auch versuchen herauszufinden, wie sehr es schmerzen würde, die Verwirklichung der Absicht aufgeben zu müssen. Diese indirekte Erhebungsmethode gründet auf der Überlegung, dass jedes Aufgeben eines verbindlichen Ziels mit einem Entkopplungsprozess verknüpft ist, der emotional stark belastend ist (siehe Klingers «*disengagement-cycle*»; Klinger, 1975). Die bloße Frage nach der persönlichen Bedeutsamkeit der in Frage stehenden Identität, also zum Beispiel Mathematiker zu sein, greift hier zu kurz. Man kann eine Identität als bedeutsam empfinden, obwohl man das Streben nach Verwirklichung noch nicht aufgenommen oder bereits wieder aufgegeben hat.

Die Bestimmung der Intensität des Strebens nach Verwirklichung dürfte dagegen der verlässlichste Weg zur Beantwortung der Frage sein, ob die zugehörige Identitätsabsicht besteht. Die im Rahmen der Selbstergänzungstheorie durchgeführten Studien haben versucht, dies einzufangen, indem die Versuchsteilnehmer gefragt wurden, wann sie das letzte Mal im Sinne der Verwirklichung der Absicht aktiv gewesen seien. Zeiträume, von denen man annehmen konnte, dass die Person mehr als genug Möglichkeiten zum Handeln hatte (z. B. eine Woche), wurden dann als Kriterium für die Entscheidung festgelegt, ob die zugehörige Absicht vorhanden war. Man könnte aber genauso eine Gelegenheit zum Handeln anbieten und beobachten, ob davon Gebrauch

gemacht wird. Schließlich könnte man auch nach relevanten Zukunftsplänen fragen. Personen mit fester Identitätsabsicht dürften geneigt sein, Pläne zu schmieden, wie man diese verwirklichen will.

Der Ablauf selbstsymbolisierender Handlungen ist durch *Impulsivität* und weniger durch reflexive Handlungskontrolle gekennzeichnet. Dies zeigt sich zum einen in der sozialen Insensibilität selbstsymbolisierender Personen. Zum anderen konnte nachgewiesen werden, dass bei erhöhter Selbstaufmerksamkeit, die bekanntlich Selbstreflektion anregt, selbstsymbolisierende Handlungen deutlich abgeschwächt werden (Wicklund & Gollwitzer, 1983). Weiterhin berichten Flüge und Gollwitzer (1986), dass selbstsymbolisierende Personen sich lieber sofort einer vorhandenen Zuhörerschaft zuwenden, selbst wenn man befürchten muss, dass sie nicht zur Kenntnisnahme bereit ist, anstatt auf eine Zuhörerschaft zu warten, bei der man eine größere Bereitschaft zur Kenntnisnahme vermuten darf. Diese Ungeduld hinsichtlich des Schaffens eines kompensatorischen Ausgleichs lässt sich in einer rezenten Studie von Brunstein und Gollwitzer (1996) beobachten, in der die Versuchsteilnehmer nach ihren Gefühlen befragt wurden, nachdem sie gerade eine symbolische Unvollkommenheit erlebt hatten. Gefühle der Frustration und grüblerische Selbstzweifel hinsichtlich der symbolischen Unvollkommenheit wandelten sich sofort in Gefühle von Aktivität und Energiegeladenheit, wenn den Versuchsteilnehmern eine Gelegenheit zur Kompensation gegeben wurde. Selbstsymbolisierende Handlungen beruhen offensichtlich auf dem Drang, eine erlebte Unvollkommenheit so schnell wie möglich auszubügeln; sie sind keine Folge intensiver strategischer Überlegungen.

8 Zur Kritik der Selbstergänzungstheorie

8.1 Die generelle Austauschbarkeit von Symbolen

Im Einklang mit den Überlegungen der Selbstergänzungstheorie postulieren Wurf und Markus (1991), dass im Bereich des Strebens nach Identität Misserfolge häufig zu intensiviertem und nicht reduziertem Streben führen und Personen auf flexible und kreative Art viele verschiedene Wege zum Erfolg suchen. Jedoch argumentieren Wurf und Markus, dass sich die verschiedenen Symbole der Selbstergänzung (z. B. positive Selbstbeschreibungen vs. tatsächliche Leistungen) in ihrer Wirksamkeit unterscheiden sollten (d. h. tatsächliche Leistungen produzieren stärkere Gefühle der Vollkommenheit als bloße positive Selbstbeschreibungen). Vom Standpunkt der Selbstergänzungstheorie dürften positive Selbstbeschreibungen jedoch genauso wirksam sein, wie relevante Leistungen, solange diese von anderen zur Kenntnis genommen, und folglich zu einer sozialen Tatsache werden.

Diese Frage wurde in zwei rezenten Experimenten von Brunstein und Gollwitzer (1996) untersucht. Beide Studien nutzten ein Versuchsparadigma, wie es auch aus der Forschung zur gelernten Hilflosigkeit bekannt ist. Die Versuchsteilnehmer werden zunächst gebeten, eine erste Aufgabe zu bearbeiten (die sog. Trainingsaufgabe), und es

wird ihnen dann Misserfolgsfeedback gegeben oder überhaupt keine Leistungsrückmeldung. Danach arbeiten die Versuchsteilnehmer an einer zweiten Aufgabe (die sog. Testaufgabe), wobei ihr Leistungsniveau erfasst wird. In einem ersten Experiment wurden Medizinstudenten instruiert, einfache interpersonelle Probleme zu lösen. Diese Probleme waren je nach Versuchsbedingung entweder auf soziale Konflikte bezogen, die Ärzte in ihrem Berufsalltag erleben, oder auf soziale Probleme, die jedermann tagtäglich erfährt. Danach mussten die Versuchsteilnehmer einen Konzentrationstest bearbeiten (d2 Test, Brickenkamp, 1981), von dem gesagt wurde, dass er eine Fähigkeit misst, die für einen Arzt entweder sehr wichtig oder unwichtig ist. Die höchsten Testleistungen wurden dann beobachtet, wenn die Versuchsteilnehmer hinsichtlich der Trainingsaufgabe Misserfolgsfeedback bekommen hatten und die Testaufgabe als ein Test beschrieben wurde, der eine für einen Arzt relevante Fähigkeit misst. Die Testleistung war deutlich niedriger, wenn Versuchsteilnehmer mit Misserfolgsrückmeldung bezüglich der arztbezogenen interpersonellen Probleme den Konzentrationstest unter der Annahme bearbeiteten, dass dieser eine Fähigkeit misst, die für das Arztsein ohne Bedeutung ist. Für den Rest der Versuchsbedingungen lag die d2 Testleistung zwischen den beiden genannten Gruppen und unterschied sich nicht voneinander. Diese Ergebnisse sprechen dafür, dass identitätsbezogene Leistungen wirksame Identitätssymbole sind. Wenn diese Symbole fehlen, fühlen sich Personen unvollkommen und sie streben nach alternativen Symbolen. Wenn alternative Symbole nicht verfügbar sind, sind sie mit ihrer Unvollkommenheit so intensiv beschäftigt und absorbiert, dass sogar nicht-identitätsrelevante Leistungen beeinträchtigt werden.

In der zweiten Studie untersuchten Brunstein und Gollwitzer (1996), ob ein Unvollkommenheitserleben, das aus einer schwachen identitätsbezogenen Leistung resultiert, wirksam durch selbstsymbolisierende Handlungen reduziert werden kann, die auf bloßen positiven Selbstbeschreibungen beruhen. Ist dies der Fall, dann müssten nachfolgende selbstsymbolisierende Handlungen in der Form von selbstbezogenen Leistungen nicht mehr erbracht werden. Versuchsteilnehmer waren Studenten der Informatik, die zuerst eine Begriffsbildungsaufgabe zu bearbeiten hatten, von der gesagt wurde, dass sie eine Reihe von Fähigkeiten (z. B. logisches Denken) erfasse, die man normalerweise bei erfolgreichen Informatikern beobachten könne. Die Versuchspersonen erhielten dann Misserfolgs- oder keine Leistungsrückmeldungen in dieser Trainingsaufgabe, bevor sie die Testaufgabe bearbeiten durften. Als Testaufgabe wurde wiederum der d2 Test verwendet, diesmal allerdings unter der Vorgabe, dass er eine Fähigkeit messen würde, die entweder irrelevant oder relevant für einen Informatiker ist. Versuchsteilnehmer mit Misserfolgsfeedback zeigten bessere Leistungen auf dem d2 Test als Personen ohne Feedback, wenn der Test als identitätsrelevant beschrieben wurde; eine deutlich schlechtere Leistung ergab sich, wenn der d2 Test als irrelevant beschrieben wurde.

Dieses Ergebnis ist absolut konsistent mit dem Ergebnis der ersten Studie. Nachdem die Versuchsteilnehmer Rückmeldungen hinsichtlich ihrer Leistung bei der Begriffsbildungsaufgabe (Trainingsaufgabe) erhalten hatten, durfte die Hälfte der Versuchsteilnehmer mit negativem Feedback ihre Persönlichkeit auf einem semantischen Differential beschreiben. Bevor die Versuchspersonen am d2 Test arbeiteten (Testaufgabe),

bestätigte ihnen ein zweiter Versuchsleiter, dass sie Persönlichkeitseigenschaften besitzen würden, wie man sie von erfolgreichen Informatikern kennt. Diese Intervention löste die zuvor beobachteten Effekte des Misserfolgsfeedbacks auf die Bearbeitung des d2 Tests auf. Während die Versuchsteilnehmer ohne Intervention die erfahrene Unvollkommenheit kompensierten, indem sie ihre Leistung im d2 Test erhöhten, konnten unvollkommene Versuchsteilnehmer, die den Besitz relevanter Persönlichkeitsmerkmale in den Augen des zweiten Versuchsleiters demonstrieren durften, auf diese Kompensation durch Leistung (d2 Test) verzichten. Ihre Unvollkommenheit war bereits reduziert, sodass Selbstsymbolisierungen in Form von identitätsbezogener Leistung nicht mehr notwendig waren. Diese Beobachtung spricht deutlich dafür, dass leistungsbezogene Indikatoren einer Identität austauschbar sind gegen andere Indikatoren, die leichter zugänglich sind, wie zum Beispiel öffentliche, positive Selbstbeschreibungen. Diese Interpretation der Befunde erfuhr weitere Bestätigung dadurch, dass der Beeinträchtigungseffekt von Unvollkommenheit auf die d2 Leistung (d. h. eine reduzierte Leistung, wenn der d2 Test als identitätsirrelevant beschrieben wurde) ebenfalls abgeschwächt wurde, wenn unvollkommenen Versuchsteilnehmern die Gelegenheit gegeben wurde, den Besitz von Persönlichkeitsmerkmalen anzuzeigen, die einen erfolgreichen Informatiker auszeichnen.

8.2 Selbstwertbestätigung versus Selbstergänzung

In seiner Theorie der Selbstwertbestätigung postuliert Steele (1988), dass Personen eine Bedrohung des Selbstwertgefühls ausgleichen können, indem sie positive Aspekte des Selbst in den Vordergrund schieben. Diese Aspekte müssen nicht auf den Inhaltsbereich des Selbst begrenzt sein, in dem die Selbstwertbedrohung auftrat. Personen können Bedrohungen des Selbst dadurch abwenden, indem sie ein globales Gefühl der Integrität des Selbst entwickeln. Aus der Perspektive der Selbstergänzungstheorie sind die Kompensationsbemühungen einer Person jedoch auf den Inhaltsbereich der Selbstdefinition begrenzt, in dem die Unvollkommenheit erlebt wurde. Effektive Kompensation bedeutet, dass man nach alternativen Indikatoren der bedrohten Selbstdefinition strebt. Wie lassen sich die beiden, offensichtlich gegensätzlichen Positionen versöhnen?

Ob negative Rückmeldungen bezüglich des Selbst mit selbstwertbestätigenden Maßnahmen oder mit Selbstsymbolisierungen beantwortet werden, hängt unserer Meinung nach davon ab, ob die Bedrohungen des Selbst in einen Bereich fallen, dessen Entwicklung man sich mit niedriger oder hoher Verbindlichkeit zum Ziel gesetzt hat. Bei hoher Verbindlichkeit sollten kompensatorische Selbstsymbolisierungen auftreten; bei niedriger Verbindlichkeit sollten kompensatorische selbstwertstützende Maßnahmen zu beobachten sein. Diese Hypothese wurde in einer Studie von Scherer (1999) geprüft. Studenten der Rechtswissenschaft, die sich entweder schwach oder stark dem Identitätsziel Rechtsanwalt verpflichtet fühlten, wurde identitätsrelevantes Leistungsfeedback gegeben. Alle Versuchsteilnehmer erhielten anschließend Gelegenheit (in gegenbalancierter Reihenfolge), sowohl selbstwertstützendes Verhalten als auch Selbst-

symbolisierungen auszuführen. Zur Erfassung des selbstwertstützenden Verhaltens wurde den Versuchsteilnehmern die Möglichkeit eingeräumt, bezüglich ihrer wichtigsten Werthaltung (z. B. im Bereich der Politik) in beliebiger Länge zu berichten, warum diese für sie so wichtig sei. Anhand eines Auswertungsverfahrens von Tesser, Martin und Cornell (1996) bestimmten unabhängige Beurteiler den Grad der Selbstwertbestätigung. Das Ausmaß selbstsymbolisierender Handlungen wurde erhoben, indem die Versuchsteilnehmer angaben, Persönlichkeitsmerkmale zu besitzen, wie sie bei erfolgreichen Anwälten zu beobachten sind.

Die Versuchsteilnehmer, die sich dem Ziel, ein erfolgreicher Rechtsanwalt zu sein, stark verpflichtet fühlten, zeigten eine stärkere Selbstsymbolisierung als Versuchsteilnehmer mit niedrigem Commitment. Dabei spielte es keine Rolle, ob die Versuchsteilnehmer zuvor die Gelegenheit hatten, ihr Selbstwertgefühl durch das oben beschriebene Zum-Ausdruck-Bringen des jeweils persönlich wichtigsten Wertes zu stärken. Selbstwertstützendes Verhalten wurde von Personen mit hohem Commitment zum Identitätsziel Rechtsanwalt nicht ausgeführt; es eignet sich offensichtlich nicht als kompensatorische Selbstsymbolisierung. Selbstwertstützendes Verhalten wurde dagegen von Versuchsteilnehmern mit geringem Commitment mehr benützt als von Versuchsteilnehmern mit hohem Commitment. In anderen Worten, wenn Personen sich einem Identitätsziel verpflichtet fühlen und sie eine entsprechende Unvollkommenheit erleben, so können sie diese Bedrohung des Selbst nur dadurch kompensieren, indem sie alternative Symbole dieses Identitätsziels erwerben oder deren Besitz herausstreichen. Steele (1988) hatte dieses Ergebnis in einer einschränkenden Bemerkung zu seiner Theorie bereits vorweggenommen: «When the most important aspects of the self are threatened, so there are no equally important alternative self-images, self-affirmations that address the provoking threat should be more effective than affirmations of the less important, alternative self-concepts» (S. 299).

9 Weiterführende Fragestellungen

9.1 Selbstregulatorische Aspekte

Die klassische Version der Selbstergänzungstheorie (Wicklund & Gollwitzer, 1982; Gollwitzer & Wicklund, 1985) präsentiert eine sehr mechanische Sichtweise von Kompensation. Auf eine von außen induzierte Unvollkommenheit reagiert die Person impulsiv und spontan mit einem Ersatzstreben. Die Möglichkeit, dass die Person selbstregulatorisch in diesen Prozessablauf eingreift, wird nicht thematisiert. Dabei ergeben sich wenigstens zwei Ansatzpunkte für eine modifizierende Selbstregulation.

Die Unvollkommenheit muss nicht notwendigerweise von außen gestiftet werden. Personen sollten sich auch durch das vorstellungshafte Antizipieren möglicher Unvollkommenheiten motivieren können, ihre Identitätsziele auszugestalten. Dadurch können Personen ihr Streben nach Identitätszielen in die eigene Hand nehmen und von äußeren Umständen unabhängig machen.

Eine zweite Möglichkeit, in den beschriebenen Kompensationsprozess kontrollierend einzugreifen, besteht darin, die Kompensationshandlung selbst zu modifizieren. In neueren Studien (z. B. Ecke, 2000) werden Personen gebeten, Pläne zu schmieden (Vorsätze zu bilden), wie sie sich in anstehenden kritischen Situationen verhalten wollen (Gollwitzer, 1999). Bei diesen Situationen handelt es sich um Gelegenheiten zur Selbstsymbolisierung. Die Personen werden dann in einen Zustand der Unvollkommenheit versetzt und die kritische Gelegenheit zur kompensatorischen Selbstsymbolisierung wird angeboten. Die Ergebnisse dieser Studien sprechen dafür, dass es unvollkommenen Personen mittels Vorsätzen gelingt, ihren Drang zur kompensatorischen Selbstsymbolisierung erfolgreich zu unterdrücken, und den Anforderungen der Situation gerecht zu werden. Dieser Befund ist insbesondere hinsichtlich der sozialen Insensibilitätshypothese von Bedeutung, weil er dafür spricht, dass unvollkommene Personen durch selbstregulatorische Maßnahmen durchaus in der Lage sind, auf die Bedürfnisse und Wünsche anderer sensibel zu reagieren.

9.2 Die Wahl von Identitätszielen

Baumeister (1986) geht davon aus, dass in einer modernen oder gar postmodernen Gesellschaft Identitätsziele nicht mehr zugewiesen, sondern selbst gesetzt werden. Obwohl die Selbstergänzungstheorie davon ausgeht, dass erst nach der Wahl von Identitätszielen kompensatorische Selbstsymbolisierungen als Antwort auf Unvollkommenheitserlebnisse erwartet werden können, geht sie nicht darauf ein, wie verbindliche Zielsetzungen zustande kommen.

Die Entwicklungspsychologie der Lebensspanne offeriert verschiedene Modelle, wann und wie verbindliche Identitätsziele zustande kommen. Marcia (1980) postuliert auf der Basis von Eriksons (1956) Überlegungen zur Identitätsentwicklung, dass jede Identitätswahl eingeleitet wird durch eine Identitätskrise, die mit intensiven Abwägungsprozessen einhergeht. Letztere sind mit einer hohen Bereitschaft verknüpft, Informationen aufzunehmen und mit anderen zu diskutieren (Deutsch, Ruble, Fleming, Brooks-Gunn & Stangor, 1988). Diese Offenheit für Informationen erinnert an die abwägende Bewusstseinslage, wie sie von Heckhausen und Gollwitzer (1987; Gollwitzer, 1990, Gollwitzer & Bayer, 1999) für die Vorentscheidungsphase in ihrem Rubikonmodell der Handlungsphasen postuliert wird. Neuerdings hat Ruble (1994) das Abwägen in der Identitätskrise nochmals in drei Phasen unterteilt, die beschreiben, wie eine Person in der Identitätskrise das Abwägen eröffnet und dieses schließlich zum Abschluss bringt.

Oettingen (1999, 2000) postuliert verschiedene Formen der Selbstregulation des Zielsetzens: Schwelgen in positiven Zukunftsphantasien, Grübeln über die behindernde negative Realität und schließlich das Kontrastieren von positiven Zukunftsphantasien mit der negativen Realität. In verschiedenen Studien zum Fassen von Lebenszielen zeigte sich, dass nur das Kontrastieren von positiven Zukunftsphantasien mit der negativen Realität zu realistischen Zielsetzungen führt. Nur dann kommt es zu hohen Zielverpflichtungen, und zwar bei den Personen, die überzeugt sind, das Ziel erreichen zu können.

9.3 Beendigung des Strebens nach Identitätszielen

Identitätsziele implizieren den Anspruch, eine bestimmte Identität zu besitzen, der durch den Besitz relevanter Symbole indiziert werden kann. Die Verwirklichung eines Identitätsziels verlangt somit das ständige Ansammeln relevanter Symbole. Dies gilt selbst dann, wenn sehr beeindruckende Symbole erworben wurden, wie z. B. viele Jahre an Erfahrung in einem bestimmten Beruf, auf denen man sich vermeintlich ausruhen kann. Ein endgültiges Erreichen eines Identitätsziels ist nicht möglich, da mit zunehmender Kompetenz neue Symbole in Sichtweite kommen und sich die soziale Definition einer bestimmten Identität historisch ständig ändert.

Beendigung durch Erledigung erscheint somit nicht möglich. Wie aber steht es mit Beendigung durch Aufgeben des Identitätsziels, weil das Ansammeln von relevanten Symbolen nicht mehr möglich ist? Da positive Selbstbeschreibungen als wirksame Symbole fungieren (Brunstein & Gollwitzer, 1996), müssen selbst alte und sehr alte Menschen, die keine leistungsbezogenen Symbole mehr erwerben können, ihr Identitätsstreben nicht aufgeben. Sie können durch positive Selbstbeschreibungen auf ihre Erfolge in der Vergangenheit verweisen, und somit erfolgreich selbstsymbolisieren. Aber wir alle kennen Personen, die bestimmte Identitätsziele aufgegeben haben. Wie lässt sich dies erklären? Es sind wenigstens drei Gründe zu nennen: (1) Für bestimmte Identitätsziele (z. B. Rechtsanwalt) gibt es eine Reihe von Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen (z. B. erfolgreiches Studium der Rechtswissenschaften), um im Feld bleiben zu können (*contingent action paths*; Raynor & Entin, 1982). (2) Das soziale Umfeld verweigert wiederholt und konsistent die Kenntnisnahme der Selbstsymbolisierungen der Person oder missinterpretiert sie (z. B. wenn ein Künstler nicht als solcher anerkannt wird). (3) Die Übernahme eines neuen Identitätsziels gerät in Konflikt mit einem bereits bestehenden Identitätsziel (z. B. wenn ein Wissenschaftler sich als Berater in der Wirtschaft verdingt).

Das Aufgeben von Identitätszielen darf man jedoch nicht mechanistisch verstehen in dem Sinne, dass beim Vorliegen der genannten Gründe das Identitätsziel automatisch seine Verbindlichkeit verliert. Auch hier scheinen selbstregulatorische Strategien eine wichtige Rolle zu spielen (Oettingen, 1996). Nur wenn die genannten Schwierigkeiten als solche erkannt werden, darf mit einem Disengagement bezüglich des Identitätsziels gerechnet werden.

9.4 Zielinhalte und Zielstruktur

Gilt der in der Selbstergänzungstheorie beschriebene Kompensationsmechanismus für alle Arten von Identitätszielen in gleicher Weise oder ist es sinnvoll, Unterschiede zu machen. Dweck (1999) unterscheidet zwischen Lernzielen (es geht darum, Fortschritte zu erzielen) und Leistungszielen (es geht darum, Kompetenz zu beweisen). Identitätsziele im Lernzielformat sollten Selbstsymbolisierungen begünstigen, die sich auf die Erweiterung des eigenen Verhaltensrepertoires beziehen, während Identitätsziele im

Leistungszielformat Selbstsymbolisierungen begünstigen, die vorhandene Kompetenz anzeigen (z. B. Verweise auf Urkunden, gute Noten). Obendrein dürfte bei den erstgenannten Identitätszielen eine besondere Sensibilität für Unvollkommenheitserfahrungen zu beobachten sein, die aus unzureichenden Anstrengungen beim Erwerb neuer Fertigkeiten resultieren, während bei den zweitgenannten Identitätszielen eine besondere Sensibilität für Unvollkommenheiten zu beobachten sein sollte, die sich auf fehlende Kompetenz beziehen.

Higgins (1999) trifft eine Unterscheidung zwischen sog. *promotion goals* (bei denen es darum geht, positive Handlungsergebnisse anzustreben und diese zu erhalten) und sog. *prevention goals* (bei denen es darum geht, das Auftreten negativer Handlungsergebnisse zu vermeiden bzw. diese zu beenden), wobei erstere Annäherungsstrategien favorisieren und letztere Vermeidungsstrategien. Identitätsziele im *promotion*-Format sollten zu Selbstsymbolisierungen führen, die auf den Erwerb und Erhalt neuer Indikatoren abzielen und so einen aktiven Ausbau der angestrebten Identität fördern. Identitätsziele im *prevention*-Format sollten dagegen Selbstsymbolisierungen favorisieren, die darauf ausgerichtet sind, zu demonstrieren, dass man keine Symbole besitzt, die nicht mit der angestrebten Identität einhergehen (ein Intellektueller fokussiert ausschließlich darauf, auf keinen Fall solche Symbole zu haben, die Intellektuelle normalerweise nicht kennzeichnen, wie etwa eine sportliche Figur und physische Fitness). Die letztgenannte Strategie der Selbstsymbolisierung mag zwar kurzfristig das Gefühl der Unvollkommenheit reduzieren, langfristig entsteht jedoch eine erhöhte Vulnerabilität für Unvollkommenheitserlebnisse, weil keine relevanten Identitätssymbole erworben werden.

Dweck (1999) und Higgins (1999) postulieren, dass die von ihnen unterschiedenen Ziele von bestimmten Personengruppen besonders gerne gesetzt werden. So fassen Personen, die davon ausgehen, dass Fähigkeiten stabil und unveränderbar sind, Leistungsziele. Dagegen fassen Personen, die meinen, durch Lernen ihre Fähigkeiten verbessern zu können, Lernziele. Weiterhin gilt, dass Personen, die Diskrepanzen zwischen einem idealen zukünftigen Selbst (so wie ich gerne sein möchte) und dem aktuellen Selbst erleben, sich verstärkt *promotion*-Ziele setzen, während Personen, die Diskrepanzen zwischen einem Soll-Selbst (so wie andere mich haben wollen) und dem aktuellen Selbst erleben, sich *prevention*-Ziele setzen. Es erscheint durchaus möglich, dass die genannten Personengruppen sich auch Identitätsziele vom jeweils favorisierten Format setzen, und dass ihre Selbstsymbolisierungen in der Folge durch das Format der Zielsetzung beeinflusst werden.

Carver und Scheier (1999) betonen die hierarchische Struktur des Zielstrebens. Zielstreben kann ihrer Meinung nach nicht isoliert betrachtet werden, sondern immer im Kontext von übergeordneten Zielen. Diese Überlegung ist hinsichtlich des Strebens nach Identitätszielen bislang noch unberücksichtigt geblieben. Es erscheint durchaus möglich, dass auch Identitätsziele hierarchisch angeordnet sind und damit Unvollkommenheitserlebnisse eines untergeordneten Identitätsziels durch Selbstsymbolisierungen eines übergeordneten Identitätsziels kompensiert werden können. Kompensationsbemühungen bezüglich des untergeordneten Identitätsziels werden dabei

hinfällig, was den Beobachter dazu verleiten könnte, anzunehmen, dass die Person bezüglich des untergeordneten Identitätsziels keine hohe Zielverpflichtung besitzt.

10 Ausblick

Die bisherige Forschung zur Selbstergänzung fokussierte immer nur auf Bedingungen und Prozesse der Ausgestaltung eines einzelnen Identitätsziels. Diese Vorgehensweise vernachlässigt, dass Personen in der Regel nicht nur ein Identitätsziel verfolgen, sondern mehrere. Wenn es gelingt, in einer vorliegenden Situation (z. B. ein Hilfe suchender Patient) mehrere Identitätsziele (z. B. das berufliche Identitätsziel Arzt und das zwischenmenschliche Identitätsziel eine Person zu sein, die anderen gut und gerne hilft) gleichzeitig zu bedienen, so stellt dies weiter kein Problem dar. Schwierig wird es, wenn man nur eines der beiden Ziele in einer gegebenen Situation verfolgen kann. Dies erfordert Entscheidungen, die letztendlich auf eine Hierarchisierung der beiden Ziele hinauslaufen dürften. Derartige Hierarchisierungen werfen dann die Frage auf, ob die Selbstsymbolisierung bezüglich eines übergeordneten Identitätsziels (z. B. das Ziel eine hilfsbereite Person zu sein) auch eventuelle Unvollkommenheiten auf dem untergeordneten Identitätsziel mitkompensieren kann oder ob letztere immer nur im zugehörigen Inhaltsbereich kompensiert werden müssen.

Literatur

- Baumeister, R. F. (1986). *Identity: Cultural change and the struggle of self*. New York: Oxford University Press.
- Baumeister, R. F., Tice, D. M. & Hutton, D. G. (1989). Self-presentational motivations and personality differences in self-esteem. *Journal of Personality*, 57, 547–579.
- Braun, O. L. & Wicklund, R. A. (1989). Psychological antecedents of conspicuous consumption. *Journal of Economic Psychology*, 10, 161–187.
- Brickenkamp, R. (1981). *Test d2* (4th ed.). Göttingen: Hogrefe.
- Brunstein, J. & Gollwitzer, P. M. (1996). Effects of failure on subsequent performance: The importance of self-defining goals. *Journal of Personality and Social Psychology*, 70, 395–407.
- Campbell, J. D. (1990). Self-esteem and clarity of the self-concept. *Journal of Personality and Social Psychology*, 59, 538–549.
- Carver, C. S. & Scheier, M. F. (1999). Themes and issues in self-regulation. In: R. S. Wyer (Ed.), *Perspectives on behavioral self-regulation: Advances in social cognition* (Vol. XII, S. 1–105). Mahwah: Erlbaum.
- Cialdini, R. B. & Richardson, K. D. (1980). Two indirect tactics of image management: Basking and blasting. *Journal of Personality and Social Psychology*, 39, 406–415.
- Deutsch, F. M., Ruble, D. M., Fleming, A., Brooks-Gunn, J. & Stangor, C. S. (1988). Information-seeking and maternal self-definition during the transition to motherhood. *Journal of Personality and Social Psychology*, 55, 420–431.
- Dittmer, H. (1992) *The social psychology of material possessions: To have is to be*. Hemel Hempstead: Harvester Wheatsheaf.
- Duval, S. & Wicklund, R. A. (1972). *A theory of objective self-awareness*. New York: Academic Press.

- Dweck, C. S. (1999). *Self-theories: Their role in motivation, personality, and development*. Philadelphia: Psychology Press/Taylor and Francis.
- Ecke, S. (2000). *Selbstergänzungsstreben unter willentlicher Kontrolle*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Konstanz.
- Erikson, E. H. (1956). The problem of ego-identity. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 4, 56–121.
- Festinger, L. (1954). A theory of social comparison processes. *Human Relations*, 2, 117–140.
- Flüge, R. & Gollwitzer, P. M. (1986). *Volitionale Aspekte der Selbstergänzung*. Vortrag auf dem 3. Workshop der Fachgruppe Sozialpsychologie, Erlangen, Germany.
- Gollwitzer, P. M. (1983). Audience anxiety and symbolic self-completion: Paper presented at the International Conference on Anxiety and Self-Related Cognition. Berlin, July.
- Gollwitzer, P. M. (1984). Striving for social recognition as a consequence of self-definitional concerns. Vortrag auf der Jahrestagung der Eastern Psychological Association, Baltimore.
- Gollwitzer, P. M. (1986). Striving for specific identities: The social reality of self-symbolizing. In: R. Baumeister (Ed.), *Private self and public self* (pp. 143–159). New York: Springer.
- Gollwitzer, P. M. (1990). Action phases and mind-sets. In: E. T. Higgins & R. M. Sorrentino (Eds.), *Handbook of motivation and cognition. Foundations of social behavior* (Vol. 2, pp. 53–92). New York: Guilford Press.
- Gollwitzer, P. M. & Bayer, U. (1999). Deliberative versus implemental mindsets in the control of action. In: S. Chaiken & Y. Trope, (Eds.), *Dual-process theories in social psychology* (pp. 403–422). New York: Guilford Press.
- Gollwitzer, P. M. (1999). Implementation intentions: Strong effects of simple plans. *American Psychologist*, 54, 493–503.
- Gollwitzer, P. M. & Wicklund, R. A. (1985). Self-symbolizing and the neglect of others' perspectives. *Journal of Personality and Social Psychology*, 48, 702–715.
- Gollwitzer, P. M., Wicklund, R. A. & Hilton, J. L. (1982). Admission of failure and symbolic self-completion: Extending Lewinian theory. *Journal of Personality and Social Psychology*, 43, 358–371
- Greenwald, A. G. (1980). The totalitarian ego: Fabrication and revision of personal history. *American Psychologist*, 35, 603–618.
- Habermas, T. (1996) *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*. Berlin: de Gruyter.
- Heine, S. J., Lehman, D. R., Markus, H. R. & Kitayama, S. (1999). Is there a universal need for positive self-regard? *Psychological Review*, 106, 766–794.
- Heckhausen, H. & Gollwitzer, P. M. (1987). Thought contents and cognitive functioning in motivational versus volitional states of mind. *Motivation and Emotion*, 11, 101–120.
- Higgins, E. T. (1999). Promotion and prevention as motivational duality: Implications for evaluative processes. In: S. Chaiken & Y. Trope (Eds.), *Dual-process theories in social psychology* (pp. 503–525). New York: Guilford Press.
- Jones, E. E. & Pittman, T. S. (1982). Toward a general theory of strategic self-presentation. In: J. Suls & A. G. Greenwald (Eds.), *Psychological perspectives on the self* (Vol. 1, pp. 231–262). Hillsdale: Erlbaum.
- Klinger, E. (1975). Consequences of commitment to and disengagement from incentives. *Psychological Review*, 82, 1–25.
- Koller, M. & Wicklund, R. A. (1993). *Kommunikation aus Unsicherheit: Integration eines kommunikationstheoretischen Ansatzes*. *Psychologische Beiträge*, 35, 261–280.
- Leary, M. R., Tambor, E. S., Terdal, S. K. & Downs, D. L. (1995). Self-esteem as an interpersonal monitor: The sociometer hypothesis. *Journal of Personality and Social Psychology*, 68, 518–530.
- Marcia, J. E. (1980). Identity in adolescence. In: J. Adelson (Ed.), *Handbook of adolescent psychology* (pp. 159–187). New York: Wiley.
- Markus, H. (1977). Self-schemata and processing information about the self. *Journal of Personality and Social Psychology*, 35, 63–78.

- Markus, H. R. & Kitayama, S. (1991). Culture and the self: Implications for cognition, emotion, and motivation. *Psychological Review*, 98, 224–253.
- Muravan, M., Tice, D. M. & Baumeister, R. F. (1998). Self-control as limited resource: Regulatory depletion patterns. *Journal of Personality and Social Psychology*, 74, 774–789.
- Newman, L. S., Duff, K. & Baumeister, R., F. (1997). A new look at defensive projection: Suppression, accessibility, and biased person perception. *Journal of Personality and Social Psychology*, 72, 980–1001.
- Oettingen, G. (1996). Positive fantasy and motivation. In: P. M. Gollwitzer & J. A. Bargh (Eds.), *The psychology of action: Linking cognition and motivation to behavior* (pp. 236–259). New York: Guilford.
- Oettingen, G. (1999). Free fantasies about the future and the emergence of developmental goals. In: J. Brandstätter & R. M. Lerner (Eds.), *Action & self-development. Theory and research through the life span* (pp. 315–342). London: Sage.
- Oettingen, G. (2000). Expectancy effects on behavior depend on self-regulation of goal-directed behavior. *Social Cognition*, 18, 101–129.
- Pyzczynski, T., Greenberg, J. & Solomon, S. (1997) Why do we need what we need? A terror management perspective on the roots of human social motivation. *Psychological Inquiry*, 8, 1–20.
- Raynor, J. O. & Entin, E. E. (1982). Theory and research on future orientation and achievement motivation. In: J. O. Raynor & E. E. Entin (Eds.), *Motivation, career striving, and aging* (pp. 13–82). Washington: Hemisphere.
- Ruble, D. N. (1994). A phase model of transitions: Cognitive and motivational consequences. In: M. Zanna (Ed.), *Advances in experimental social psychology* (Vol. 26, pp. 163–214). New York: Academic Press.
- Scherer, M. (1999). Selbstergänzung vs. Selbstwerterhöhung. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Konstanz.
- Schiffmann, R. & Nelkenbrecher, D. (1994). Reactions to self-discrepant feedback: Feminist attitudes and symbolic self-completion. *European Journal of Social Psychology*, 24, 317–327.
- Sedikides, C. (1993). Assessment, enhancement, and verification determinants of the self-evaluation process. *Journal of Personality and Social Psychology*, 65, 317–338.
- Velben, T. (1899). *The theory of the leisure class*. New York: Macmillan.
- Seifert, A. E. (1999). Effekte sozialer Realisierung von Absichten und Vorsätzen auf ihre Ausführung. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Konstanz.
- Shrauger, J. S., & Schoeneman, T. J. (1979). Symbolic interactionist view of the self-concept: Through the looking glass darkly. *Psychological Bulletin*, 86, 549–573.
- Steele, C. M. (1988). The psychology of self-affirmation: Sustaining the integrity of the self. In: L. Berkowitz (Ed.), *Advances in experimental social psychology* (Vol. 21, pp. 261–302). New York: Academic Press.
- Swann, W. B. (1987). Identity negotiation: Where two roads meet. *Journal of Personality and Social Psychology*, 53, 1038–1051.
- Taylor, S. E. & Brown, J. D. (1988). Illusion and well-being: A social psychological perspective on mental health. *Psychological Bulletin*, 103, 193–210.
- Tesser, A. (1988). Toward a self-evaluation maintenance model of social behavior. In: L. Berkowitz (Ed.), *Advances in experimental social psychology*, (Vol. 21, pp. 181–227).
- Tesser, A., Martin, L. L. & Cornell, D. P. (1996). On the substitutability of self-protective mechanisms. In: P. M. Gollwitzer & J. A. Bargh (Eds.), *The psychology of action: Linking cognition and motivation to behavior* (pp. 48–68). New York: Guilford Press.
- Tice, D. M., Butler, J. L., Muravan, M. B. & Stillwell, A. M. (1995). When modesty prevails: Differential favorability of self-presentation to friends and strangers. *Journal of Personality and Social Psychology*, 69, 1120–1138.
- Veblen, T. (1899). *The theory of the leisure class*. New York: Macmillan.
- Wagner, U., Wicklund, R. A. & Shaigan, S. (1990). Open devaluation and rejection of a fellow student: The impact of threat to a self-definition. *Basic and Applied Social Psychology*, 11, 373–382.

- Wicklund, R. A. & Braun, O. L. (1987). Incompetence and the concern with human categories. *Journal of Personality and Social Psychology*, 53, 373–382.
- Wicklund, R. A. & Duval, S. (1971). Opinion change and performance facilitation as a result of objective self-awareness. *Journal of Experimental Social Psychology*, 7, 319–342.
- Wicklund, R. A. & Gollwitzer, P. M. (1981). Symbolic self-completion, attempted influence, and self-deprecation. *Basic and Applied Social Psychology*, 2, 89–114.
- Wicklund, R. A. & Gollwitzer, P. M. (1982). *Symbolic self-completion*. Hillsdale: Erlbaum.
- Wicklund, R. A. & Gollwitzer, P. M. (1983) A motivational factor in self-report validity. In: J. Suls & A. G. Greenswald (Eds.), *Psychological perspectives on the self*. (Vol. 2, pp. 67–92). Hillsdale: Erlbaum.
- Wicklund, R. A. & Frey, D. (1993). Die Theorie der Selbstaufmerksamkeit. In: D. Frey & M. Irle (Eds.), *Theorien der Sozialpsychologie*. Band 1: Kognitive Theorien (pp. 155–173). Bern: Huber.
- Wicklund, R. A. & Vandekerckhove, M. M. P. (1999). Conspicuous consumption. In: P. E. Earl & S. Kemp (Eds.), *The Elgar companion to consumer research and economic psychology* (pp. 106–111). Northampton: Elgar.
- Wurf, E. & Markus, H. (1991). Possible selves and the psychology of personal growth. In: R. Hogan (Series Ed.), D. J. Olzer, J. M. Healy, & A. Stewart (Vol. Eds.), *Perspectives in personality: Self and emotion* (Vol. 3a, pp. 89–114). London: Kingsley.